

[Nachdruck verboten.]

59]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Grete warf einen verzweifelten Blick umher, dann gab sie den ungleichen Kampf auf. Den Kopf tief gesenkt, schlich sie zur Tür. Niemand hielt sie zurück.

Bartuschewski schlug auf den Tisch — nein, das war doch ein zu köstlicher Spas gewesen, die lange Dünne mit dem Heilsarmee Lied! Er wand sich vor Lachen.

„Die sollten Sie bei der Heilsarmee anbringen, Madam Reschke, ich sage Ihnen, die Macht der Frau!“ Und er begann, die Augen verdrehend, mit quäkender Füstelstimme Grete nachzuahmen.

Mutter Reschke war nun doch gekränkt; wenn's auch bloß die Grete war! Bismarck scharf verwies sie Herrn Bartuschewski die unpassenden Fazen; im stillen beschloß sie, dem verrückten Mädchen jeden Besuch bei der Heilsarmee streng zu verbieten. „So 'ne Blamage,“ brummte sie in sich hinein. „Aber Drecksche, Drecksche soll sie kriegen, laß mir nur nach Hause kommen!“

Fridchen war auf Mines Schoß eingeschlafen; ohne bequeme Stütze baumelte ihr das Köpfcgen hin und her.

„Tott, Mine,“ sagte Mutter Reschke ganz empört, „leg doch det Kind zu Bette! Det is ja der reene Kamballismus! Kinder gehören überhaupt zu Bette,“ setzte sie mit einem giftigen Seitenblick auf die kleinen Bartuschewskis hinzu.

Frau Bartuschewski verstand den Wink nicht oder wollte ihn nicht verstehen, aber Mine stand auf und trug das, trotz allen Lärms, fest schlafende Kind in sein Körbchen. Ach, sie hätte sich auch gern niedergelegt, müde war sie zum Umfallen und ihre Lider wurden schwer. Von nun an kämpfte sie die ganze Zeit mit dem Schlaf.

Desto fiderer wurden die anderen, selbst Artur. Er hob Elli auf seine Knie, und sie, dreist gemacht durch die ungewohnte Zärtlichkeit des Bruders, spitzte die Lippen, und da er sie nicht küßte, küßte sie ihn. Dann setzte sie sich auch Herrn Bartuschewski auf den Schoß.

„Die kann jut werden,“ sagte der, und die Mutter lächelte geschmeichelt.

Auch Frau Reschke bekam ungewohnte Zärtlichkeitsanwandlungen; ihre Augen waren ganz klein geworden, sie ließ den Kopf an die Schulter ihres Mannes sinken. „Weeste noch, Jakob, unser Hochzeitstag?“

Reschke war ganz erschrocken. Seit ewigen Zeiten hatte sie nicht mehr „Jakob“ gesagt; seit Trudchens Geburt nicht mehr! Die Rührung übermannte ihn wieder, er schluckte und schnüffelte und wischte an den blöden Augen.

Der alte Nordhäuser heizte gut ein, Bartuschewski hatte einen dunkelroten Kopf. Schättern wischte er seinen Bart an Ellis Wange, und dann rief er seine Frau heran: „Na, alle, wollen uns wieder vertragen!“ Er tätschelte sie auf den Rücken und streichelte ihr den Arm, den er ihr gestern, bei einem Bank, braun und blau gekniffen. Sie schnäbelten sich, wie ein paar Tauben.

„Nanu,“ rief Verta, anscheinend schmollend, aber mit einem spöttischen Funkeln in den Augen. „Ich allein bleib übrig? Keiner für mich da?“

„Is denn kein Mann da, für meine Wanda?“ sang plötzlich Artur. O, er konnte auch den Angenehmen spielen, wo es verlohnte! Er zog seinen Stuhl näher an den ihren und schob seinen Arm hinter sie. Eine Erinnerung aus seiner Schulzeit wandelte ihn an Vertas Seite an. Er deklamierte: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!“

Sie schlug ihn auf die Finger. „Weg von der Wanda! Rucken Sie nach rechts!“

Da sah Mine.

Vor Arturs Augen schwamm bereits alles in einander; er faßte seine Frau um den Hals, zog sie ganz zu sich heran und drückte ihr einen schallenden Kuß auf den Mund.

„Achtung,“ rief Bartuschewski und salutierte. „Aber wer jehn noch nich, oho, noch lange nich!“

Mine erwiderte den Kuß nicht, aber sie wehrte sich auch nicht, sie nahm ihn ruhig hin.

Stunden bergingen. Bartuschewski war noch einmal in die Kneipe hinabgestiegen, aber er brachte diesmal nur noch Schnaps und einen süßen Likör für die Damen.

Davon nippte auch Verta häutig; blickschnell züngelte ihre schmale, rote Zunge über die Lippen — ha, schmeckte das auserföh!

Zulezt fingen sie an zu tanzen; Herr und Frau Reschke, Herr und Frau Bartuschewski, Verta mit Artur. Elli saß auf dem Tisch, klatschte in die Hände und krächte den „Rixdorfer“. Die Herren pfliffen.

Sie wurden bald matt, nur Verta nicht. Artur lehnte in einer Ecke, Bartuschewski in der anderen; Verta tanzte allein weiter, ein höhnisch verächtliches Lächeln um den Mund.

Es ging auf drei, als Bartuschewski seine Frau hinunterbringen mußte; die war plötzlich ganz elend geworden und stöhnte, sein Kollmops half mehr. Dann trug er, fluchend und wethernd, eines seiner Kinder nach dem anderen herab; die hatten in einer Ecke auf dem Boden gelegen und waren nicht mehr zu ermuntern.

Zu ermuntern war auch Vater Reschke nicht. Nach einm hatte er sich aufs Bett des jungen Paares gelegt, nur für „fü—fü—fünf Mi—nu—nuten“, wie er schluchzend versicherte. Nun lag er noch immer da; die Zigarre war ihm aus dem Mund gefallen und hatte ein Loch ins Deckbett gebrannt.

Sie schrieen ihn an, schüttelten ihn, zwickten ihn, zupften ihn an der Nase, zogen ihn an den Weinen, gossen ihm Wasser ins Gesicht — umsonst, er wachte nicht auf. Frau Reschke mußte sich entschließen, ohne den Gatten, mit Verta, die bei ihr im Keller schlafen sollte, und mit Elli nach Hause zu gehen.

Mine stand am Fenster und blickte hinaus in die dunkle Nacht. Kein Stern war am Himmel. Sie mußte an Mathilde denken — und die hatte sich so auf ihre Hochzeit gefreut!

Langsam hob sie die Hände und zerrte sich den Kranz aus dem Haar.

Auf dem Stuhl am Fenster saß Artur, den Leib haltlos bornüber gehängt, im Schlaf mit dem Kopf hin und her baumelnd. Mechanisch ging sie zum Tisch zurück, setzte sich neben ihren Mann und lehnte seinen Kopf gegen ihre Schulter.

Er schnarchte. Der alte Mann auf dem Bett schnarchte auch, dumpf röchelnd; Fridchen im Korb atmete sanft.

In Mines Augen kam kein Schlaf. Als der Morgen graute, weckte sie ihren Mann. „Du, Artur, steh uf! De has 'nen weiten Weg, un ich muß uf meine Aufwartstelle.“

28.

Sechs Wochen nach der Hochzeit von Artur und Mine wurde bei Bartuschewskis das fünfte geboren. Man hat die junge Frau Reschke, aus Revanche, zu Gebatter; aber sie lehnte ab. Sie hatte kein Geld, um ein Patengeschenk zu machen.

Da waren noch von der Hochzeit her, beim Budiker drei Mark für Schnaps und Likör und sechs Mark für Bier zu bezahlen. Und der Möbelhändler hatte auch schon die Quittung für die erste Abschlagsrate präsentiert; mit Mühe und Not hatte Mine die paar Mark zusammengebracht, aber mit Schrecken dachte sie an die jetzt bald fällige zweite Rate. Wenn man ihr nun den Schrank oder gar das Bett wieder abholte —?! Der Budiker stundete noch eher, dem gab doch Artur jeden Tag etwas zu verdienen: 'ne kleine Weisze, und nach Wochenschluß saß er abends ein paar Stündchen in der Kneipe.

Bartuschewskis waren sehr beleidigt, daß Mine die ihr angetane Ehre ausschlug. Als sie kam, um der Wöchnerin einen Besuch abzustatten, kehrte diese das Gesicht nach der Wand und drehte ihr so den Rücken.

„Na, Ihre Frau, det is eene,“ sagte Bartuschewski zu Artur. „Der würde ich de Biden schonst austreiben.“

Nur um die Leute zu versöhnen, mit denen es doch wahrhaftig unflug war, sich aufzulegen, nahm Artur wenigstens für seine Person die Einladung an und kaufte von der Gälste seines Wochenlohnes dem Tausling einen schönen, neu silbernen Trinkbecher.

Mine war außer sich, als er ihr, strahlenden Gesichts, seinen noblen Einkauf zeigte. „Du bist wohl verrückt?“ stieß sie heraus. „Jesee, un wer haben noch so viel zu bezahlen!“

Da sah er sie so böse an, daß sie kein weiteres Wort waate.

„Musste mir denn jedes Bläsier verderben?“ sagte er finster; warf den Becher von sich, daß er durch die Stube kollerte und das dünn getriebene Metall sich verbeulte.

Schweigend raffte Mine den Becher auf und drückte und klopfte daran, um ihm die richtige Form zu geben.

„Daß nur!“ schrie der Mann und riß ihn ihr aus der Hand. „Nu gehe ich ja nich hin. Die Lust is mir verjagen!“

Aber er ging doch. Die Tauffestlichkeit währte bis spät in die Nacht, und am anderen Morgen hatte er Kopfschmerzen und wäre am liebsten nicht zur Arbeit gegangen.

Ja, die Hausdienerstelle, die war Mines Kummer. Fünfzehn Mark die Woche, das war doch gar zu wenig! Mit den dreieinhalb Mark zusammen, die sie wöchentlich für die Aufwartung bei Fräulein Haberkorn bekam, reichte das gerade für das Allernötigste; aber auch nicht das geringste Unvorhergesehene durfte kommen.

Ueber Mines Nasenwurzel grub sich eine immer tiefere Falte ein, je länger der Winter währte. Nein, sie mußte suchen, mehr zu verdienen! An sparsamerem Essen und an sparsamerer Feuerung ließ es sich nicht herausfinden. Sie mußte in Arbeit gehen für den ganzen Tag.

Einen raschen Blick warf sie auf ihr Fröschchen — oh, wie war die aufgeblüht unter der sorgfamen Pflege der Mutter! Es half nichts, es hatte alles nichts geholfen, nun mußte sie die doch wieder anderen überlassen. —

Fräulein Haberkorn war zum erstenmal mit einer Aufwärterin zufrieden. Zum erstenmal auch, daß sich ihr Mißtrauen verlor. Im Anfang hatte sie stets beobachtet, was Mine tat. Jetzt traute sie sich, in ihrer Wohnstube am Sekretär sitzen zu bleiben und, zahlenbedeckte Papiere und Kurszettel vor sich, zu schreiben und zu rechnen, während die Aufwärterin im Schlafzimmer, wo der Geldschrank stand, das Bett machte.

Die Entreeür bei Fräulein Haberkorn war immer zweimal verschlossen und noch die Sicherheitskette vorgelegt; nie wurde geöffnet, ohne daß diese eingehängt blieb

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Paria.

Von Eugen Tschirikow.

„Ich bin nicht Dein Sohn!“ antwortete Mitka.

Der „Herr“ war an den Füßen gelähmt, konnte nicht gehen und wälzte sich Tag und Nacht auf dem Bett herum. Vor Langeweile lud er bald den einen, bald den anderen seiner Leidensgefährten ein, mit ihm auf seinem Bett Karten zu spielen.

„Mitka! Kind der Sünde und des Unglücks! Komm', Karten spielen!“ rief er auch Mitka, als er keinen anderen Partner fand.

„Ich kann nicht Karten spielen. . . .
„Komm, Unglücklicher! . . . Die Mutter hat Dich unter Verwünschungen getragen und unter Verwünschungen geboren. . . . Komm! Ich werde es Dich lehren!“

Mitka trat ans Bett des „Herrn“, der ihn in die Geheimnisse des „Sechsendsechzig“ einzuweihen begann. Der Schüler zeigte sich sehr gelehrt, und schon nach zwei, drei Lektionen knüllte er zornig die schmutzigen, fettigen Karten in der Hand und ließ sich mit dem Lehrer in einen Streit ein:

„Na, der König ist doch mehr als das As?“

„Nein, Brüderrchen. . . . Früher war das mal so. . . schon lange her. . . . Jetzt, Brüderrchen, ist das As höher. . . . Gib mir mal den Stich her! . . . So! . . .“

„Nein, Du lügst! Das ist nicht so!“ ereiferte sich Mitka und raffte den Stich an sich.

Der „Herr“ bog sich vor Lachen und nahm seinem Partner den Stich wieder fort.

„Ach, dann pfeife ich auf Dein ganzes Spiel!“ sagte Mitka zornig und warf die Karten aufs Bett.

„Na, schon gut, schon gut! Dann nimm den Stich. . . . Meinettwegen laß den König höher sein! Also weiter!“

„Das hättest Du gleich sagen sollen!“ antwortete beruhigt der Partner.

Der „Herr“ hätte sehr gern Brantwein getrunken, aber im Krankenhause Brantwein zu bekommen, hielt sehr, sehr schwer. Dann schimpfte er auf die Hausordnung und drohte, er werde auf der Stelle das Krankenhaus verlassen und in die erste beste Schenke gehen. . . . Sobald er sich aber erinnerte, daß er gar nicht gehen könne, beruhigte sich der „Herr“ ebenso schnell wieder und ertränkte seinen Kummer im Schlaf mit „Sechsendsechzig“.

„Mitka! Entweder schaffst Du mir Brantwein oder Du kommst auf der Stelle Karten spielen!“ schrie er heiser, sich nach dem Schlaf aufrichtend.

„Sie! Herr Kalinski!“ schimpfte Petruscha, in die Tür des

Krankensaales tretend. „Drücken Sie nicht so! Hier ist ein Krankenhause und keine Schenke“

„Wie tut der Staub stolz vor dem Staube, Und sind doch beide nichts als — Staub“

deklamirte Kalinski pathetisch.

„Über Petruscha brummte:

„Im Paß steht zwar was von „adlig“, aber im Umgang — der reine Hausknecht“

Und alle Kranken hatten von ihrem Leidensgefährten den nämlichen Eindruck: weniger adlig als — Hausknecht

VIII.

Und der Sommer nahte sich seinem Ende. Zu den jetzt dicht besaunten Roskettis des Krankenhausesgründens grünte und blühte es. Da leuchteten hellrote Päonien, beideiten glänzten blaue Lilien, und stolze Georginen lächelten herablassend mit ihren Samtblüten. Eine Henne mit einem ganzen Vorküchlein spazierte auf dem Gose. Ein altes Schwein, das Eigentum des Chefarztes, schauerte vor Vergnügen grunzend, seinen fetten Rücken an einem Pfeiler der großen Freitreppe.

Mitka war immer noch glücklich. Kalinski war auch besser geworden — er konnte schon gehen, obwohl noch sehr langsam und nur am Stod.

Die beiden alten Bekannten gingen zusammen im Garten oder im Korridor spazieren, spielten Karten oder philosophierten über die verschiedensten Themen. Kalinski erzählte Mitka von den Schmetterlingen, von den Fliegen, von den Affen, von den Bäumen. Mitka hatte stets so viel zu fragen, daß Kalinski seine Wißbegierde kaum befriedigen konnte.

Einmal, als die Freunde im Garten spazieren gingen und, wie gewöhnlich, über eins dieser Themen sprachen, vernahmten sie aus den Fenstern der Arztwohnung die melodischen Klänge eines Klaviers.

„Wir wollen mal zuhören! Komm näher!“ schlug Mitka vor.

Sie gingen bis an den Stafetenzaun und setzten sich unter einen Magnetenstrauch ins Gras, gerade gegenüber dem Fenster, aus welchem die Musik ertönte.

Es war ein wundervoller Augustabend. Die Sonne war bereits untergegangen, aber ihre letzten Strahlen spielten noch auf den Kirchengiebeln der entfernten Stadt, die in dem roßigen Nebel der Abendröte verschwamm. Die Luft war kühl und feucht. . . .

Der Chefarzt hatte augenscheinlich Gäste. Jemand spielte eine Beethovenische Sonate. . . . Weiche Mollakkorde, bald anschwellend, bald verklingend, gehen plötzlich in Dur über. . . . Tief und energisch donnern die Bassnoten dazwischen. . . . Der Donner scheint in der Ferne zu verhallen. . . . Leise, unmerklich mischt sich ein weicher, zarter Ton hinein; wie ein feines, silbernes Glöckchen tönt diese Note. . . . Dann vereint sich mit ihr ein anderer, sehnsuchtsvoller Ton. . . . Der Donner wird leiser, schwächer. . . . Jetzt klingt er nur noch wie das Echo eines abziehenden Gewitters. . . . Und plötzlich ertönt eine weiche, zarte, einschmeichelnde Melodie. . . .

Langsam schwiegen die Freunde. Kalinski lag halb an der Erde, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen geschlossen. Mitka sah mit untergeschlagenen Beinen und blickte mit offenem Munde ins Leere. . . .

„Hast Du eine Mutter?“ fragte er plötzlich leise, ohne seine Stellung zu verändern.

„Was? Wie?“ fragte Kalinski zusammenzuckend.

„Ist Deine Mutter tot?“

„Ja. . . ja. . . tot“ . . . antwortete zerstreut Kalinski.

Wieder trat Schweigen ein. Immer noch kamen die Töne aus dem geöffneten Fenster, bald anschwellend, bald verhallend, jetzt jauchzend und jubelnd, dann wieder sehnsuchtsvoll klagend.

„Und Du liebst sie. . . die Mutter?“ fragte Mitka plötzlich von neuem.

Kalinski antwortete nicht. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem krampfhaften Lächeln, und in seinen Augen glänzten Tränen. . . .

„Du liebst Deine Mutter?“ zupfte Mitka seinen Freund ungeduldig am Kermel.

Aber statt einer Antwort hörte er plötzlich ein sonderbares Stöhnen und Schluchzen.

„Was fehlt Dir?“ fragte Mitka verwundert.

„Ich liebe! . . . Ich liebe! . . . Alle liebe ich. . . auch Dich. . .“

Auch Dich. . . . stürzte Kalinski tonlos, mit tränenerstickter Stimme und begann Mitka zu küssen, ihn mit Tränen zu benetzen und ihn heftig an seine Brust zu pressen.

Mitka riß sich los und lief davon. Kalinski blieb an seinem Plaze liegen, verbarg das Gesicht in dem Kermel seines Schlafrocks und begann verzweifelt zu schluchzen.

„Onkel Jwan! . . . Er ist verrückt geworden!“ stürzte Mitka außer Atem auf den Wärtler zu.

„Wer, mein Jungchen?“

„Na, der Herr! . . . Man muß ihn in den Gemüsegarten jagen. . .“

„Was schwafelst Du da für Unsinn, Du Froschdachs?“

„So wahr ich lebe! . . . Meine Augen sollen mir auf der Stelle ausfallen, wenn er nicht. . . . Pack mich mit einmal und fängt an mich zu würgen. . . . will mich beißen. . . . Na, ich habe mich noch zum Glück losgerissen. . .“

Zehn Minuten später brachte man Kalinski auf einer Tragbahre in den Krankensaal. Sein Gesicht war gedunsen und dunkelblau. Seine Brust hob und senkte sich in tiefen, geräuschvollen, schnarrenden

Atenmäßigen . . . Weitere zehn Minuten später — aus den Fenstern der Arztwohnung klangen immer noch die sehnächtigen Mollakorde — fuhr man den Leichnam des Entgleisten aus dem Krankenstuhl in die Totenkammer . . .

Stalinski war am Herzschlag gestorben. Der Tod des Freundes machte auf Witka einen starken Eindruck, besonders als er erfuhr, daß Stalinski „ausgeweidet“ werden würde. . . . Nachts konnte er nicht einschlafen. Er fürchtete sich, das leere Bett zu betrachten, auf dem er noch vor wenigen Stunden mit dem „Herrn“ Karten gespielt hatte. . . . Die Nacht war hell, weiß. Silberne leuchtete der Mond über das Dach des Doktorflügels herüber und blickte aufmerksam und unbewandt durch ein Fenster in den Krankenstuhl, gerade als ob er hören wollte, wie fürchtlich Witkas Herz schlägt. . . . Durch ein anderes Fenster konnte man die massive Wand der Leichenkammer sehen. Witka hütete sich, dorthin zu blicken, aber schon der Umstand allein, daß man durch das Fenster diesen schrecklichen Ort sehen konnte, veranlaßte Witka, seinen Kopf unter die Decke zu stecken. . . .

Er will nicht an den „Herrn“ denken, und dennoch steht er unablässig vor seinem Geiste. . . . Da ist er — groß, mager, mit gedummen Gesicht, trüben Augen, stachligem Sinn. . . . Der Adamsapfel tritt stark hervor. . . . Witka kommen die letzten Tage in den Sinn: heute morgen haben sie noch Karten gespielt, gestern haben sie vom Paradies gesprochen. . . . ja gestern. . . . Sie gingen im Garten spazieren, und der „Herr“ behauptete, auch die Schweine hätten eine Seele. . . . Witka glaubt deutlich die belamte rauhe, heisere Stimme zu hören. . . . Und dann erinnert er sich an die vor kurzem stattgehabte Szene, wie der „Herr“ ihn an sich gerissen, wie man den „Herrn“ auf der Tragbahre in den Krankenstuhl gebracht, wie er geschrien hat. . . .

Wenn doch die Nacht erst vorüber wäre! denkt Witka, sich unter der Decke zusammenkrümmend.

Ihm ist unerträglich heiß, aber dennoch fürchtet er sich, den Kopf herauszustrecken — und die Nacht will gar kein Ende nehmen! . . . Der silberne Mond blickt schon durch das andere Fenster. Einer der Kranken beginnt zu husten, sich zu rühren. . . . Gott sei Dank! Witka ist so froh, daß sich in seiner Nähe wenigstens ein Mensch befindet, der ebenfalls nicht schläft. . . . Jetzt ist es nicht mehr so schrecklich. Mit einmal wird ihm leicht ums Herz. . . . Jetzt kann er auch den Kopf herausstrecken. . . .

Witkas geschorener Kopf kommt unter der Decke zum Vorschein. . . .

„Uff! . . . So heiß und bellommen! . . . Du kannst auch nicht schlafen?“ fragt er im Flüsterton den aufgewachten Kranken.

„Nein, mein Jungchen“ . . .

Was ist denn hier überhaupt so Schreckliches? denkt Witka. Gar keine Ursache, den „Herrn“ zu fürchten: er ist tot, er bewegt sich nicht mehr, kann nicht hierher kommen. . . .

Erst als der silberne Mond nicht mehr durch das Fenster blickte, und statt seiner ein schwacher Schimmer den andbrechenden Morgen verfländete, schlief Witka ein. . . .

(Schluß folgt.)

Blutsverwandtschaft.

Von Dr. W. Lidforß (Lund).
(Schluß.)

Von diesen Verhältnissen ausgehend hat der Engländer Nuttall in den letzten Jahren nicht weniger als 900 Tiere auf ihr Blut untersucht und sich dabei als Hauptaufgabe gestellt, den Grad der zwischen Menschen und verschiedenen Affenarten existierenden Blutsverwandtschaft festzustellen, nachdem schon Ughenbut und Wassermann diese Blutsverwandtschaft überhaupt nachgewiesen hatten. Die betreffenden Forscher hatten nämlich gefunden, daß das Blutserum eines Kaninchens, dem vorher Menschenblut eingespritzt war, einen deutlichen Niederschlag in Affenblut, aber in keiner anderen Blutart hervorrief. Aus Nuttalls Untersuchungen geht hervor, daß die Blutsverwandtschaft zwischen dem Menschen und den am höchsten stehenden Menschenaffen, dem Orang, dem Gorilla und dem Schimpanse eine sehr interne ist; die Reger Afrikas halten ja den Gorilla für einen wilden Menschen, der nur aus Furcht, zur Arbeit gezwungen zu werden, den Menschen flieht und Stummheit simuliert. Erheblich schwächere Reaktion erhielt Nuttall mit dem Blute aus Hundaffen und Meerlayen, und mit den Affen der neuen Welt wurde ebenso wenig wie mit den Halbaffen (Venuriden) irgend welche deutliche Reaktion erhalten. Zwischen diesen und dem Menschen existiert aber keine nennenswerte Blutsverwandtschaft, während dagegen die Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Orang als sehr enge bezeichnet werden müssen.

Eine interessante Anwendung der jetzt geschilderten Blutserummethode, die der Einfachheit halber oft die Präcipitummethode genannt wird, hat Friedenthal machen können, indem er in der Lage war, mit dieser Methode das Blut und den Fleischsaft eines Exemplars des vor Jahrtausenden ausgestorbenen Mammuttieres zu untersuchen. Von allen gegenwärtig lebenden Tieren, die Friedenthal untersuchen konnte, war der indische Elefant das einzige, das wirkliche Blutsverwandtschaft mit dem Mammut aufwies. Gingenen

mischlangen die Versuche, als Friedenthal mit dieser Methode Menschenblut in ägyptischen Mumien nachweisen wollte; das in dem sibirischen Eise eingefrorene Mammut befand sich offenbar infolge des konservierenden Einwirkens der Kälte in einem erheblich besseren Zustande als die alten Herren aus Ägypten.

Die neuesten und von gewissen Gesichtspunkten aus interessantesten Entdeckungen auf diesem Gebiete sind erst unlängst von einem Teilnehmer an der deutschen Syphilisexpedition, Dr. Karl Brud, veröffentlicht worden. Dieser hat teils die Erfahrungen Nuttalls in bezug auf die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen bestätigt und dabei n. a. gefunden, daß der Abstand zwischen Menschen und Orang etwas geringer ist, als der Abstand zwischen dem letzteren und einigen sonst nahe verwandten Menschenaffen. Brud ist indessen weiter gegangen und hat auch untersucht, ob man mit Hilfe der biologischen Blutserummethode irgendwelche Unterschiede zwischen den verschiedenen Menschenaffen nachweisen könne. Durch Verwendung äußerst verfeinerter Methoden, die den Nachweis von tierischem Eiweiß in einer Verdünnung von 1 : 1 000 000 ermöglichen, ist es auch Brud gelungen, bestimmte Differenzen im Blute der verschiedenen Menschenaffen nachzuweisen, und in dieser Weise der vielfach unsicheren und tastenden Rassenbiologie ein neues Feld zu eröffnen.

Die von Brud untersuchten Individuen waren teils Holländer (sieben Soldaten, in Batavia geboren), teils Chinesen (fünf Stück, in China oder Batavia geboren), teils möglichst „reine“ Malaien (sechs, in Zentral-Sumatra geboren). Untersuchungen wurden außerdem einige Malaien, die wahrscheinlich etwas Hindublut besaßen, und ein Araber.

Das Resultat dieser Untersuchungen kann in Kürze so formuliert werden, daß das Blut der Europäer Eiweißstoffe enthält, die von etwas komplizierterem Bau sind als die Bluteiweiße der Chinesen und Malaien, während dagegen die Chinesen in dieser Hinsicht unter den Europäern, aber über den Malaien stehen. Die Sache wird vielleicht etwas deutlicher, wenn wir uns daran erinnern, daß die Eiweißstoffe aus fünf verschiedenen Grundstoffen bestehen (Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Schwefel), deren Atome sich in großen Gruppen zu einem Eiweißmolekül — etwa wie die Ziegelsteine in einem Großstadthaus — zusammengefügt haben. Aber obgleich ein derartiges Eiweißmolekül rund ebenso viel Atome enthält, wie in einer hellen Nacht Sterne am Himmel zu sehen sind, so ist es doch nur so klein, daß es in millionsten Teilen des Millimeters gemessen wird. Wenden wir nun auf die Eiweißmoleküle des Blutes das Bild vom Großstadthause an, und lassen wir die Ziegelsteine Atome und die verschiedenen Etagen Atomkomplexe darstellen, so können wir sagen, daß die Eiweißmoleküle im Blute der Holländer sämtliche Etagen des Chinesen- und Malaienblutes enthalten, aber außerdem noch eine Etage, die den beiden letzteren Rassen fehlt.

Ebenso enthalten die Eiweißmoleküle des Chinesenblutes sämtliche Etagen des Malaienblutes, aber dazu keine, die den Malaien abgeht, bei den Europäern also vorhanden ist. Die Japaner mit Hindu-Vermischung standen den Europäern ziemlich nahe, und das nämliche gilt auch vom Araber, der eine mittlere Stellung zwischen Europäer und Chinesen einnahm.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Entdeckungen nicht nur für die Anthropologie, sondern auch für unsere ganze Auffassung vom Menschengeschlecht das allergrößte Interesse besitzen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Untersuchungen Bruds vorläufig nur als eine Pionierarbeit zu bezeichnen sind. Daß indessen die biologische Blutserumforschung auf einer soliden und allgemeingültigen Grundlage beruht, geht unter anderem daraus hervor, daß man in den letzten Jahren ihre Prinzipien und Methoden auch auf dem botanischen Gebiete mit Erfolg hat verwenden können. Friedenthal — derselbe Forscher, der die Blutsverwandtschaft zwischen Mammut und indischem Elefanten nachwies — hat sich nämlich mit einem Berliner Botaniker, Dr. W. Magnus assoziiert, und die beiden Forscher haben dann gemeinsam Resultate erzielt, die sicherstellen, daß auch die Verwandtschaftsverhältnisse der Pflanzen mit Hilfe der Blutserummethode erforscht werden können. So hat man z. B. schon, indem man Kaninchen mit dem ausgepreßten Saft von der Hefe, der Trüffel und dem Champignon injizierte und nachher in der gewöhnlichen Weise versuhr, nachweisen können, daß die Hefe und die Trüffel, trotz der großen äußeren Verschiedenheiten, doch mit einander verwandt sind, wogegen die Trüffel und der Champignon keine derartige Beziehungen aufweisen. Auch auf dem praktisch-botanischen Gebiete scheint die biologische Blutserumforschung nützliche Resultate zeitigen zu können, weil sie den Nachweis der Fälschung des Weizenmehls mit sogenanntem Castormehl (aus der Pferdebohne), das in kleineren Quantitäten nicht mikroskopisch erkannt werden kann, ermöglicht. Auch ist es nur eine Frage der Zeit, daß man mittels der Präcipitummethode die Fälschung des Weizenmehls mit Mais oder Gerste durchaus sicher nachweisen kann, wie man schon jetzt mit dieser Methode Menschenblut in einem jahrelang eingetrockneten Schnupfied entdecken kann.

So stehen wir denn wieder vor einer der vielen Uebereinstimmungen, die uns daran erinnern, daß wir alle, mögen wir nun Mensch, Tier oder Pflanze sein, denselben Gesetzen gehorchen, die wir aus dem Schoße derselben schaffenden Natur hervorgegangen sind und weil es dieselbe einheitsartige Substanz ist, die in wechselnden Formen bei uns allen der Träger des Lebens ist

Der Kampf um den Südpol.

Die Meldung von der Rückkehr der antarktischen Expedition des Leutnant Shackleton, der bis zu 88 Grad 23 Minuten vorgebrungen ist, während er nach einem ersten Bericht sogar den Südpol entdeckt haben sollte, bedeutet eine wichtige Etappe in dem Kampf um den Südpol, der später begonnen und nicht mit gleicher Lebhaftigkeit geführt wie der um den Nordpol, nun doch eher die Erreichung des sehnlichst erstrebten Zieles zu gewähren scheint. Die Länder um den Nordpol boten, immerhin spärlich bevölkert und von Amerika und Eurasien eng umschlossen, noch eine günstigere Aussicht auf Erfolg als die unbewohnte, von gewaltigen Eisbergen starrte Wasserwüste der Südpolarregion. Der Gedanke eines „unbekannten Südländes“, jenes antarktischen Kontinents, mit dem sich die Forschung und noch mehr die Phantasie so viel beschäftigt, veranlaßte 1772 den Weltumsegler Cook I., zum erstenmal eine Expedition nach den Südpolarländern auszurüsten; bis 70 Grad 15 Minuten südlicher Breite drang er vor und glaubte nach seinen Erfahrungen, da er nirgends auf Land stieß, den einseitigen Südkontinent ins Reich der Fabel verweisen zu können. Fast ein halbes Jahrhundert später erst setzte der russische Seemann Fabian Gottlieb von Bellingshausen die Forschungen, die man nach Cooks Resultaten ganz aufgegeben hatte, weiter fort, wiederholte in den Jahren 1819—1821 Cooks Fahrt und erreichte zwar keine so hohen Breiten, sah aber dafür Land, so daß die Idee von dem unbekanntem Südkontinent wieder auflebte. In den nächsten anderthalb Jahrzehnten folgte nun die Entdeckung einzelner Eisländer durch Walfischfänger, die diese Gebiete nach ihren eigenen Namen Biscoe-, Kemp- und Walleneh-Inseln und nach dem Namen der Londoner Firma, in deren Diensten sie standen, Enderbühnel benannten. Der Walfischfänger James Weddell drang sogar ohne Hindernis bis zu 74 Grad 15 Minuten südlicher Breite vor und nun wurde erst das Interesse an der Südpolarforschung erweckt, nachdem auch Alexander von Humboldt und der Mathematiker Gauß auf die Wichtigkeit erdmagnetischer Untersuchungen in dieser entlegenen Region hingewiesen hatten. Die verschiedenen Expeditionen, die der Franzose Dumont d'Urville und der Amerikaner Charles Wilkes ziemlich gleichzeitig unternahmen, waren nur von geringem Erfolge begleitet; beide entdeckten im Süden von Australien ununterbrochen Land, dessen Erstzug der eine dem anderen bestritt, führten erregte Debatten über den antarktischen Kontinent, den sie beide entdeckt zu haben glaubten, aber über dessen Ausdehnung ihre Meinungen weit auseinander gingen, und schufen so noch mehr Unklarheit in diesen schwierigen Fragen. Einen großen und entscheidenden Fortschritt brachten die drei kühnen Vorzüge des Engländers Sir James Clark Ross, der bis zu 78 Grad 9 Minuten 30 Sekunden südlicher Breite kam. Er entdeckte zwei mächtige kegelförmige Vulkane, die er nach seinen Schiffen Erebus und Terror benannte, und durchforschte ein ganzes großes Landgebiet, dem er den Namen Vittoria-Land gab. Seine Expeditionen brachten auch sonst reiche wissenschaftliche Ausbeute, treffliche erdmagnetische, erdphysikalische und meteorologische Beobachtungen, die ersten Tiefseefotografien in der Antarktis und den durch Anwendung der Schleppnetzfischerei erlangten Nachweis, daß in den Tiefen des südlichen Eismeres lebende Korallen existieren. Nach seinen Erfolgen aber erlahmte wieder das Interesse an der Südpolarforschung und auch die dreißig Jahre später unternommene Expedition des Deutschen Dallmann (1873) wußte dem Südpol nicht die Aufmerksamkeit zu verschaffen, die man dem Nordpol in so reichem Maße zuwandte. Erst seit den neunziger Jahren erwachte ein reger Wettstreit unter den Nationen, auch die Rätsel der Antarktis zu lösen und bis zum Südpol vorzudringen. Eine ununterbrochene Kette großartiger und wissenschaftlich wertvoller Forscherfahrten schloß sich aneinander, als deren letztes, erfolgreiches Glied die Expedition des Leutnant Shackleton erscheint. Schon seit 1882 bis 1883 bestanden zwei Beobachtungsstationen in den Südpolarländern, eine deutsche in Süd-Georgien und eine französische auf Kap Horn. Auf dem deutschen Geographentage von 1895 wurde die Wichtigkeit der antarktischen Probleme betont und eine deutsche Kommission für Südpolarforschung eingesetzt. Der Norweger Vorchgrevink bewerkstelligte zum erstenmal die Landung auf antarktischem Festland und die belgische Expedition unter Leitung des Schiffskapitän de Gerlache verbrachte zuerst den Winter 1899-1900 unter 70 Grad südlicher Breite. Diese Überwinterung, sowie die 1899-1900 durchgeführte Vorchgrevink zeitigten reiche, wissenschaftliche Resultate über Klima und Bodengehalt des Südpolargebietes. In den Jahren 1901 und 1902 gingen vier Expeditionen aus, die deutsche „Gauss“-Expedition unter Dr. Hjalsti, die das Kaiser Wilhelm II.-Land entdeckte und die ersten großen Schlittenreisen unternahm, die schottische antarktische Expedition der Scotia, die schwedische unter der Leitung von Otto Nordenskiöld, die bei ihrer Überwinterung von besonders schweren Schicksalen heimgesucht wurde, und als vierte die englische Expedition unter Scott auf der „Discovery“, an der Shackleton teilnahm. Scott verbrachte mehr als zwei Jahre in der Antarktis und unternahm seine zwei großen denkwürdigen Schlittenreisen, wobei er auf der einen bis 82 Grad 17 Minuten gelangte und auf der anderen ein unbekanntes Land entdeckte, das er nach Eduard VII. taufte. Nach Süden hin drang er bis

zu einer langen Bergkette vor, deren höchsten Berg von etwa 10 000 Fuß er Mount Longstaff nannte. An dieser wichtigen Reise, deren Resultate in einem zweibändigen prächtigen Werk gehabt; auf ihren Erfahrungen und Ergebnissen baute er seinen Plan auf, den er nun anscheinend so glücklich durchgeführt hat. Er beabsichtigte für die Schlittenreise, die ihn zum Südpol führen sollte, ein sinnreich konstruiertes Automobil zu benutzen und außerdem statt der Eskimohunde mandschurische Ponys zu verwenden. Sein Schiff, der „Nimrod“, sollte zunächst die Küste von Süd-Viktoraland verfolgen bis zu der von Ross entdeckten großen Eiswand; den Ausgangspunkt für seine Schlittenreise sollte das von Scott entdeckte König Eduard VII.-Land bilden, wo ein Winterhaus errichtet werden sollte. Im Oktober wollte er die entscheidende Fahrt nach dem Pol beginnen und hoffte, nach Überwindung der großen Bergkette in zehn bis zwölf Tagen den Pol zu erreichen. Im Januar 1900 meinte er wieder bei seinem Winterhaus eintreffen zu können und bei günstigem Gelingen im April in Neu-Seeland zu sein. Nun ist er früher, als er erwartet, eingetroffen, und er hat einen neuen glänzenden Rekord aufgestellt im Kampf um den Südpol.

Kleines Feuilleton.

Medizinisches.

Die Bekämpfung der Malaria in Italien hat ganz außerordentliche Erfolge zu verzeichnen, die der hervorragende Mediziner Professor Osler in einem besonderen Bericht an die „Times“ hervorhebt. Sie sind das Werk der vor zehn Jahren begründeten Italienischen Gesellschaft für das Studium der Malaria. Diese Vereinigung hat in rühmlichster Weise gezeigt, was selbst unter ungünstigen Verhältnissen durch ange strengte Tätigkeit in der Bekämpfung einer Krankheit geleistet werden kann, wenn die Wissenschaft erst die nötige Grundlage geliefert hat. Die Bemühungen der Gesellschaft haben sich in drei Richtungen bewährt. Einmal hat sie die Regierung des Landes dazu veranlaßt, Chinin an die ärmere Bevölkerung umsonst zu verteilen. Ferner hat sie umfassende und gründliche Versuche anstellen lassen, um das Chinin in einer möglichst angenehmen Form herzustellen, damit dem Volk die Abneigung gegen dies wichtige Medikament genommen werde. Endlich hat sie Maßnahmen zur Durchführung gebracht, um die Wohnungen und den einzelnen Menschen vor den Mückenstichen zu schützen, die, wie man seit einigen Jahren weiß, bei der Übertragung der Malaria bei den Menschen in erster Linie die Verantwortung tragen. Der Erfolg läßt sich am besten und eindringlichsten in Zahlen veranschaulichen, denn man braucht wohl nichts weiter zu sagen, wenn die Statistik erweist, daß im Jahre 1902 in Italien noch 16 000 Menschen an der Malaria starben und im Jahre 1908 nur noch 4000, so daß also schon jetzt diesem Lande jährlich rund 12 000 Menschenleben gerettet werden. Da das Ergebnis nach erst zehnjähriger Tätigkeit der Gesellschaft ein so glänzendes gewesen ist, läßt es sich außerdem erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit die Malaria als Volkskrankheit aus Italien überhaupt verschwinden wird.

Technisches.

Riefendrehbänke. Eine der Entwicklungslinien der modernen Technik zielt auf die Vergrößerung des „Formats“ der Maschinen, das sich bisweilen zu geradezu gigantischen Abmessungen steigert, wie dies bei Dampf- und sonstigen Kraftmaschinen mit immer wachsender Häufigkeit der Fall ist. Von zwei Riesen unter den Drehbänken berichtet nun die Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure. Die eine davon ist eine sogenannte Spitzendrehbank und soll zur Bearbeitung der Wellen und Räder großer Schiffsdampfturbinen dienen. Einen Begriff von der Riefenhaftigkeit der Maschine geben die Längen, die zur Bestimmung der Größe der zu bearbeitenden Stücke dienen. Es ist dies die größte Spizenweite in horizontaler Richtung, die 17 Meter, und die größte Spizenhöhe, die 2,3 Meter beträgt. Der Antriebsmotor leistet 80 Pferdekraft, während man die beiden früheren in Werkstätten üblichen Drehbankgrößen mit Antriebsleistungen von nur 1/2 bis 3 Pferdestärken rechnete. Die zweite Drehbank ist eine sogenannte Karusselldrehbank. Die um eine senkrechte Achse drehbare Planscheibe ist horizontal gelagert und hat einen Durchmesser von 11 Meter. Die horizontale Lagerung bietet den Vorteil, daß die Stücke zur Bearbeitung leichter auf die Maschine aufgebracht werden können und daß sich die Scheibe unter ihrem ungeheuren Gewicht nicht durchbiegen kann, wodurch Ungenauigkeiten in der Dreharbeit vermieden werden. Die beiden Werkzeugträger sind an einem senkrecht verstellbaren Querschlitzen auch noch um eine Horizontalachse beweglich angebracht. Das Gesamtgewicht dieses Maschinenkolosses beträgt 300 000 Kilogramm. Uebrigens sind sehr große Drehbänke schon seit einiger Zeit konstruiert, um z. B. in den Kruppschen Werkstätten zur Herstellung von Schiffspanzerplatten sowie beim Dynamomaschinenbau zur Bearbeitung der Polgehäuse der Wechselstrommaschinen Verwendung zu finden.